

Wer improvisieren muss, hat sich nicht vorbereitet, heißt es. Ganz falsch!, sagen Musiker, Hirnforscher, Schauspieler und Experten für große Organisationen. Sie glauben: Planlos geht's oft besser. *Aber wie?*

WER SPONTAN SCHEISEN SCHLÄGT,  
KANN ZUM WEGBEREITER WERDEN.  
WAS ES DAFÜR BRAUCHT?  
ZUWEILEN DIE FÄHIGKEIT, DAS  
KRUMME GERADE SEIN ZU LASSEN

Wir können auch **ANDERS**



„YES, AND...“ LAUTET DIE FORMEL DER IMPROVISIERENDEN. UND DAS BEDEUTET: AKZEPTIERE, WAS DAS LEBEN DIR ZUSPIELT – UND MACHE ETWAS NEUES DARAUS, BESSERES

Text: JÜRGEN SCHAEFER

**D**IE BEDINGUNGEN: lausig. Die Band: erst kurz zuvor zusammengewürfelt. Der Bandleader lädt die Musiker in eine frühere Kirche, in der sich das Studio befindet; für jede Aufnahme bekommen sie 48,50 Dollar. Den Begleittext für die Plattenhülle schreibt nebenbei der Pianist. Die Musiker erfahren erst im Studio, was sie spielen sollen, und statt einer Partitur gibt es nur: Tonleitern. Die Stücke haben keine Namen und werden hinterher spöttisch „Na und“ und „Freddie, der Schmarotzer“ getauft. Und unter diesen Namen weltberühmt: Denn so entsteht 1959 „Kind of Blue“, eine der erfolgreichsten Jazzplatten aller Zeiten.

Auf der Suche nach unerhörten Tönen hatten Trompeter Miles Davis und Pianist Bill Evans einen Klang gefunden, der sich mit ewigen Werken der Musikgeschichte messen kann. Sie hatten, unter widrigen Umständen in einer ehemaligen Kirche, ein Meisterstück zusammen...improvisiert.

**I**MPROVISATION hat einen schlechten Ruf – bei uns: Perfektion gilt als deutsche Leittugend. Wer vorausschauend plant, hat die Zukunft im Griff; wer improvisieren muss, stolpert dagegen ziellos durch die Welt. Unvorbereitet!, steht in der deutschen Wikipedia.

Das muss man nicht so sehen. Die englische Wikipedia bezeichnet Improvisation immerhin als „Fähigkeit“, etwa die, mit unvorhergesehenen Situationen umzugehen.

Haben wir da womöglich etwas falsch verstanden?

Bereiten wir mit unseren Plänen den Boden für Mittelmaß, wo Meisterwerke entstehen könnten?

Sollten wir Improvisation etwa nicht als Schwäche von Dilettanten verachten – sondern stattdessen als Kunst der Könner feiern?

Nur Verlierer brauchen einen Plan; Könner improvisieren. Aber ist das wirklich so einfach?

**M**EINE EXPEDITION IN DIE WELT des Stegreifs beginnt in einem Berliner Café, wo ich Belina Raffy treffe, eine kleine Person, die mit riesigem Rucksack zum Interview kommt, von Weitem lächelnd. Unter einem langen

Mantel trägt sie einen Blazer mit Goldknöpfen, dazu Jeans. Belina Raffy ist 45, könnte aber auch 22 sein, schaut mir während des gesamten Gesprächs unverwandt in die Augen und verliert vier Stunden lang nie ihr Lächeln.

Im früheren Leben arbeitete Raffy für die Citibank in New York, bis sie das Gefühl hatte, in eine Maschine geraten zu sein, die sie vernichten wollte: „So viele Burn-outs! Die Bank heuerte Veteranen mit Kriegserfahrung an, weil die als einzige dem Stress noch gewachsen waren.“ Raffy folgte einem Handzettel, der ihr auf der Straße zuwehte, begann Stegreifkomödien zu spielen und fand ihr Lebensziel: „Mit Improvisation die Welt retten!“

Raffy wollte genau darüber ein Buch schreiben und begab sich auf Weltreise, plante vier Monate ein; am Ende wurden vier Jahre unsteten Lebens daraus. Sie erlebte einen Sandsturm, zwei Erdbeben und einen Volksaufstand, unterwies NASA-Ingenieure, iranische Professoren und Biomimikry-Forscher in der Kunst der Improvisation. Franzosen fand sie zu verkopft, Tigerforscher in Bhutan wussten hingegen sofort, worum es ging: „Für sie war Improvisation so etwas wie ... fröhlich verkörperter Buddhismus.“

Ich bitte Raffy, mir die Grundzüge ihrer Workshops zu erklären, und fünf Minuten später sitzen wir abwechselnd klatschend, lachend und mit den Füßen stampfend am Cafétisch, bis die anderen Gäste verwundert von ihren Latte macchiatos aufschauen. Eine simple Aufwärmübung: Ich muss Zahlen durch Handbewegungen ersetzen – um meine Aufmerksamkeit zu schärfen, meine Hemmungen zu entwaffnen und meine Fehler zu feiern. Damit gelangen wir sofort zu Raffys Kernsätzen: *Lass los! Sei wach! Nutze alles!*

Es gibt in der Welt der Planlosen, wie ich lerne, eine Menge Leitsätze wie diese, die versuchen, dem Ungewissen einen Rahmen zu geben. Nur verraten sie nicht viel. Die Schwierigkeit der Improvisation liegt ja eben darin, dass sie keinem Schema folgt. Das Ergebnis bleibt unvorhersehbar, und nicht einmal der Weg zum Ziel ist vorgegeben.

Wie lässt sich etwas derart Unscharfes lehren oder lernen?

Improvisation, erklärt Raffy, besteht in der Fähigkeit, allein mit dem, was uns umgibt, ein Problem zu lösen. Das funktioniert nur, wenn wir auf dem aufbauen, was uns das Leben jeweils zuspielt.

Das kann man mit großen Begriffen umschreiben: Offenheit und Kreativität nennt Raffy, Gelassenheit und Bereitschaft zur Kooperation. Oder man sagt es, wie Improv-Trainer es gern tun, mit zwei schlichten Worten: „Yes, and...“

„Yes, and...“ ist das Mantra der aktiven Improvisation, und es ist nicht leicht zu übersetzen.

Das „Yes“ steht dafür, unvorhergesehenes nicht sofort abzulehnen (wie es unserem Impuls entspricht), sondern erst einmal anzunehmen – als Geschenk, das eine Tür zu einer neuen Denkrichtung öffnen könnte. Ein Computerabsturz, unvermutete Kritik an einem eigentlich tadellosen Manuskript: Plötzlich haben wir die Welt nicht mehr Griff. Was tun? Das „Yes“ soll unsere Abneigung gegen solche Überraschungen

bekämpfen. Denn wer abwehrt, macht nicht weiter, sondern hört auf. Ein „Nein“ führt nie zu Stegreifhandlungen, sondern beendet sie. Ein „Nein“ verlangt nach einem Neustart; Improvisation aber will immer weitergehen, nicht zurück auf null.

Das „and ...“ wiederum gilt als Einladung, an die Störung anzuschließen und etwas Eigenes hinzuzufügen – um etwas Neues zu schaffen. Auf einem unvermuteten Vorschlag aufzubauen, eine Idee, die schräg erscheint, so lange weiterzuspinnen, bis etwas Neues entsteht.

Ich brauche eine Weile, bis ich das „Yes, and ...“-Mantra verstehe, doch je mehr die Phrase ins Bewusstsein sickert, desto weltklüger und praktischer erscheint sie mir. „Yes, and ...“ bleibt als stetige Aufforderung im Kopf, zuzuhören, neugierig zu bleiben und nicht mit verschränkten Armen durch die Welt zu gehen.

Am Ende wird „Yes, and ...“ einer der Kernsätze sein, die mir aus dieser Recherche im Gedächtnis bleiben. Aber lässt sich der Umgang damit lernen?

**D**IE HPI D-SCHOOL IN POTSDAM wirkt wie eine kalifornische Enklave im preußischen Hinterland: ein helles Gebäude mit bodentiefen Glasfronten, in dem Fremde mit offenem Lächeln begrüßt werden. Hier wird englisch gesprochen und gern auf dem Boden gehockt; an der D-School sollen Studenten Raum und Inspiration finden, sich zu Querdenkern zu entwickeln. Je wilder der Lebenslauf, desto eher sind Bewerber willkommen. Bisherige Noten spielen keine Rolle, im Gegenteil: „Wenn die von der Uni hier ankommen, müssen wir sie erst einmal wieder krumm biegen“, sagt eine Trainerin.

„Die meisten Studierenden haben durch das deutsche Bildungssystem verlernt, im Team zu arbeiten und zu kooperieren“, seufzt Ulrich Weinberg, der die deutsche HPI School of Design Thinking vor neun Jahren aufgebaut hat, unterstützt von Hasso Plattner, dem Gründer des Software-Unternehmens SAP. „Die jungen Leute denken, sie sind vernetzt, weil sie ein Smartphone in der Tasche haben. Doch im Kopf sind sie auf Einzelleistung programmiert und darauf trainiert, gegeneinander zu arbeiten.“

In der HPI D-School sollen die Studierenden „Design Thinking“ lernen, ein elaboriertes System zur kreativen Problemlösung. Design Thinking lässt sich vielleicht als Versuch beschreiben, beim gemeinsamen Nachdenken so viele Funken wie möglich zu schlagen, in der Hoffnung, dass die Menge dieser Funken am Ende dazu taugt, ein Feuer zu entzünden.

Wer sich je in einem bleichen Konferenzraum den Hintern platt gesessen hat, dem kommt der Arbeitsraum der HPI D-School wie ein Freizeitpark für Erwachsene vor: voll giggelnder Aufregung, intellektu-

eller Drahtseilakte, herzlichem Gelächter. Vier, fünf Teams teilen sich einen großen Raum, an dessen Wänden Plakate fordern: „Halte deine Kritik zurück!“ (was dem „Yes“ entspricht), „Baue auf den Ideen anderer auf!“ (das „and“) und als Ergänzung: „Scheitere früh und oft!“

Die Arbeitsprinzipien des Design Thinking haben viel mit den Ideen der Improvisation gemein – Weinberg vergleicht die Teams mit „einer Jazzband, die bei einem neuen Stück spontan improvisiert“. Dazu werden die Studenten zu bunten Gruppen gemischt (Philosophen, Chemiker, Programmierer), das erhöht die Chance, sich gegenseitig zu irritieren.

Für größtmögliche Freiheit im Kopf hat die HPI D-School sogar eigene Arbeitsmöbel entworfen: Stehtische („Wer steht, wechselt eher die Position, auch im Denken“) und bewegliche Trennwände für die neonbunten Klebezettel, die hier an einem Vormittag kartonweise beschrieben, besudelt, beklebt, umgeklebt, abgerissen, zerknüllt und durch den Raum geschleudert werden.

Alle Möbel stehen auf Rollen, auch die tiefen Sofas, für maximale Flexibilität. All das, um „Wilde Ideen“ zu „ermutigen“, wie es ein Plakat im Seminarraum fordert.

Wächst da ein neuer Typ Arbeitnehmer heran? Ungestüm im Kopf, frei in den Gedanken, flexibel im Einsatz – sozusagen der Mitarbeiter auf Rollen, heute hier, morgen dort? Also genau der Typ Arbeitnehmer, den „die improvisierende Organisation“ braucht, das „Management nach dem Ende der Planbarkeit“, wie ein Buch des deutschen Organisationsforschers und Jazzmusikers Christopher Dell fordert?

Bevor ich Christopher Dell in Berlin treffe, schiebe ich sein Buch wochenlang auf dem Schreibtisch von links nach rechts, weil ich immer wieder auf Sätze stoße wie: „Performativität und Reflexivität“ stehen „nicht mehr gegen Emergenz und Performanz, sondern bedingen einander in einem transformatorisch-konvergierenden Wechselspiel“.

Wie?

Wer versteht so was?

Wer schreibt so, und warum?

**C**HRISTOPHER DELL KOMMT im grauen Flanellanzug mit modischen roten Längsstreifen zum Interview, seine kurzen grauen Haare aufgerichtet, als stünden sie unter Strom. Trinkt einen einfachen Espresso mit einem Glas stillem Wasser, wirkt konzentriert. „Ganz wichtig ist mir“, sagt er gleich zu Beginn, noch vor der ersten Frage, „dass mein Begriff von Improvisation sich scharf abgrenzt vom neoliberalen Dogma der Flexibilisierung, die nur nach außen gerichtet ist.“



**IMPROVISATION HEISST AUCH, NEUE ROLLEN FÜR ALTE BEKANNTE ZU FINDEN. DAS BRINGT, WENN ES GELINGT, ALLE VORAN – UND GIBT DEM UNMÖGLICHEN EINE CHANCE**

Aha? Also ganz anders als das, was die HPI D-School macht: immer wendigere Manager ausbilden? „Dieses ‚Wandle dich, versuche dich zu adaptieren, warte nicht auf andere‘, ist das Gegenteil von Improvisation. Man entwickelt sich ständig – und in Wahrheit kommt man nie an.“

Für Improvisation braucht es, sagt Dell, einen „Übungsraum, der nicht nach außen wirkt“ – einen geschützten Platz, „und das ist immer mit einem ‚Nein‘ verbunden. Nein, ich kann das jetzt nicht übernehmen, nein, ich habe keine Zeit, nein, ich bin damit nicht einverstanden.“

*Improvisation braucht Freiheit.*

Bringen Sie das auch Unternehmen bei? Bieten Sie Seminare an für improvisationsfreudige Mitarbeiter?

„Nein!“, sagt Christopher Dell entgeistert und blickt erschrocken, sodass seine Augen die kleinen Brillengläser komplett auszufüllen scheinen.

Warum nicht?

„Das könnte ich nicht. Das macht mich fertig, ein netter Nachmittag zum Mitklatschen – und dann

geht es genauso weiter wie bisher? Das sorgt nur dafür, dass den Arbeitnehmern der Wind aus den Segeln genommen wird, für ihre Rechte zu kämpfen.“

„Meine Stärke“, sagt Dell und spitzt leicht den Mund, „liegt dann doch eher im Abstrakten.“ Für ihn ist Improvisation keine Arbeits- oder Wellness-technik, eher schon eine intellektuelle Expedition zu den Grenzen des Gewussten. Eine ernsthafte Sache, ein Ringen mit den letzten Fragen.

Daher die schweren Sätze im dicken Buch, das sich, als ich es dann endlich lese, als ein fesselndes Werk erweist, voller blitzgescheiter Thesen und Gedanken. Viele davon handeln von der Zukunft des Lebens in der Stadt; „wir befinden uns im Übergang, im Clash zwischen Industrialisierung und Urbanisierung“.



## MANCHE IMPROVISATEURE VERSPRECHEN DAS BLAUE VOM HIMMEL. JENSEITS DER ÜBERTREIBUNGEN KÖNNEN IHRE KNIFE ABER EINIGES LEHREN

Die Städte, sagt Dell, sind ideale Verhandlungsräume für die improvisierten Leben der Zukunft: „Die jungen Leute wissen, dass sie ihre Arbeits- und Wohnform in Zukunft selbst festlegen müssen, und die Städte bieten die Offenheit, sich zu wandeln – wenn sie Differenz zulassen.“ Je mehr Vielfalt, desto mehr Möglichkeiten, „wir leben von den Unterschieden, und nicht von der Gleichheit“.

In seinem Nebenberuf (oder Hauptberuf, so eindeutig ist das bei Dell nicht zu sagen, der schon Professuren hielt, ein eigenes Institut als „Denkraum“ pflegt und Bücher schreibt) ist er der wohl beste deutsche Jazz-Vibrafonist. Dells eigene Musik-Improvisationen sind für den Zuhörer so anstren-

gend und befriedigend wie seine Bücher. Aus dem Bauch heraus zu improvisieren fällt ihm schwer, sagt Dell, doch seine theoretische Beschäftigung mit dem Thema habe ihm geholfen, „radikaler zu werden, die Musik als Forschungsterritorium zu begreifen“.

Als ich ihm erzähle, dass ich in den USA Forscher treffen werde, die Jazzmusiker in den Hirnscanner schieben, um dem Geheimnis der Improvisation auf die Spur zu kommen, lächelt Dell halb spöttisch, halb ungläubig. „Wozu soll das gut sein?“

**W**IR HABEN TAUSENDMAL MEHR Fragen als Antworten“, sagt Charles Limb, um meine Erwartungen zu dämpfen, als ich ihn in San Francisco zum Frühstück treffe. Limb spielt selbst Saxofon und weiß: „Kreativität ist deswegen so schwer zu erforschen, weil sie nicht messbar ist. Was ist kreativ? Welche Musik ist kreativer als andere? Dafür gibt es keine wissenschaftlichen Größenordnungen.“

Dennoch hat Limb ein raffiniertes Experiment mit Jazzmusikern entworfen, um zu ermitteln, was in ihrem Gehirn passiert, wenn sie ihrer Improvisationskunst freien Lauf lassen. Der Versuchsaufbau hat wenig mit einem klassischen Konzert zu tun – damit Limb in ihr Hirn schauen kann, liegen die Musiker möglichst regungslos in einer Scannerröhre, nur ihre Finger gleiten über eine Mini-Tastatur aus Plastik. Trotzdem gelang es ihnen dabei, brauchbare Sequenzen zu spielen.

Die Ergebnisse von Limbs Forschung sind zweigeteilt. Zum einen zeigte sich, dass Musiker, wenn sie ihrem Spiel freien Lauf lassen, in eine Art Trance verfallen, die sich mit dem REM-Schlaf vergleichen lässt – jener Phase, in der wir träumen, oft so realistisch, als könnten wir spüren, hören, riechen, was sich vor unserem geistigen Auge abspielt.

„Amateuren fällt es schwer, diesen Zustand zu erreichen, weil sie zu sehr mit ihrem Spiel und ihren technischen Einschränkungen beschäftigt sind. Für gute Jazzmusiker ist das dagegen so einfach, wie einen Wasserhahn aufzudrehen.“

*Improvisation ist etwas für Könner.*

Klar: Je besser wir etwas beherrschen, desto leichter fällt es uns, die Grenzen dessen auszutesten und zu erweitern. Doch das gilt nicht automatisch auch umgekehrt: Nicht alle Könner wagen sich auf unbekanntes Terrain. Die meisten Musiker spielen Abend für Abend die immer gleichen Lieder. Wir alle tun jene Dinge gern, die wir im Schlaf beherrschen.

Was also treibt Menschen an, die rastlos an die Grenze gehen, das Neue suchen, sich ins Unbekannte wagen?

Aufschlussreich ist dafür die zweite Hälfte der Ergebnisse. Im Zustand des freien Spiels zeigten die Musiker in jenen Hirnarealen, die für Zurückhaltung und Selbstkontrolle verantwortlich sind, deutlich weniger Aktivität: „Gute Musiker sind furchtlose Menschen“, erklärt Limb. „Sie spielen, was ihnen in den Sinn kommt, und scheren sich in dem Moment nicht darum, ob es jemandem gefällt oder nicht.“

Derartige Kühnheit kann ein Wesenszug sein, oder sie muss mühsam erarbeitet werden. Die Pianistin Myra Melford sagt: „Es hat mich Jahre gekostet, diese kleine Stimme im Hirn abzuschalten, die ständig fragt, ob das jetzt gut ist oder nicht, was ich da spiele.“

Ich treffe Melford in New York, im Roulette-Intermedium-Theater in Brooklyn, wo sie am Abend nach unserem Treffen eine avantgardistische Doppelperformance mit dem Bestsellerautor Jonathan Franzen („Die Korrekturen“) geben wird: Franzen liest, Melford improvisiert.

Was sie am Abend spielen wird? Sie schüttelt den Kopf und sagt: „Keine Ahnung. Das hängt davon ab, was Franzen liest.“ Sie hat, immerhin, die Notenblät-

ter einiger ihrer Stücke dabei – doch mit der üblichen Notation hat das nichts zu tun: Auf den Blättern, hingetuschelt, finden sich Adjektive wie „leuchtend, glänzend, schimmernd“, Anweisungen wie „brich es auf“ oder „nutze das mittlere Pedal“, zufällige Nomen wie „Pinselstriche“ oder „Platz für Stille“ und kryptische Zahlen-Buchstaben-Folgen wie „B6“. B6? Vielleicht ein Jazzakkord?

Myra Melford rätselt selbst: „Das weiß ich jetzt auch nicht mehr, warum ich das hingeschrieben habe“. Und natürlich hat die „Partitur“ keinen Zeitpfeil. Alles kann ein Anfang sein, alles ein Ende.

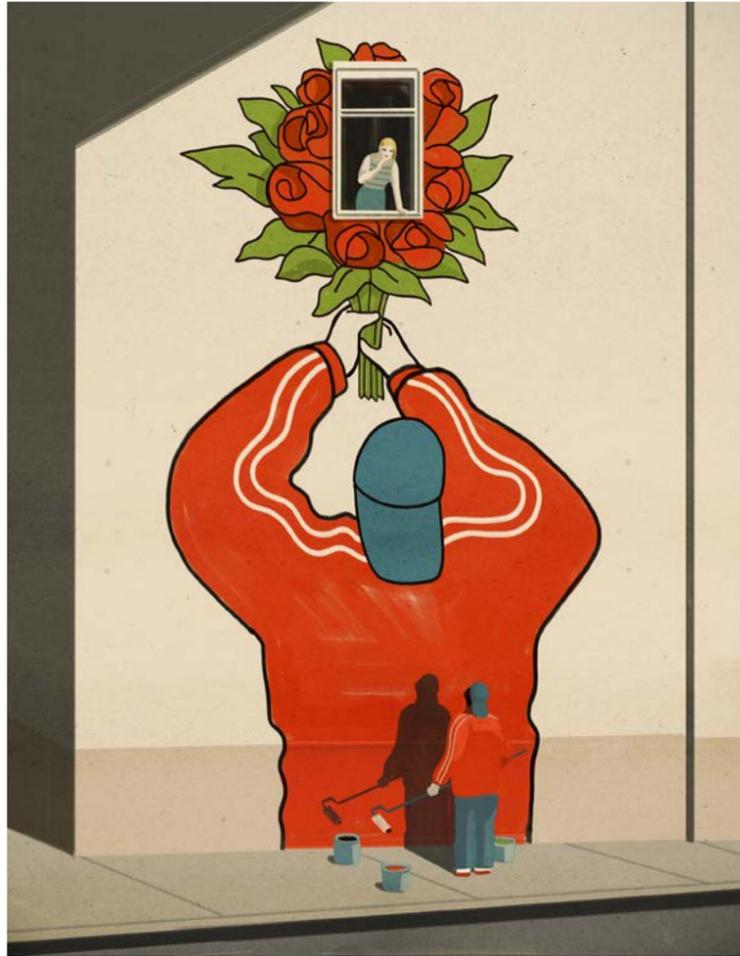
Schwierig wurde es, als Melford die Stücke auf CD aufnahm, erzählt sie. „Da waren sie auf einmal festgelegt. Und ich habe mich gefragt: Ist es das jetzt? Ich habe die Stücke dann immer genau so gespielt, wie auf CD, doch mit der Zeit klangen sie nicht mehr frisch, und ich fing von vorn an.“ Improvisation als endloses Spiel mit der Form.

Myra Melford ist eine Person, die leicht zu unterschätzen wäre, klein, schmal, drahtig, mit kurzen grauen Haaren – doch ihre Präsenz am Abend, beim Wechselspiel mit dem knuffigen Schriftsteller, hält das Publikum auf den Zehenspitzen: So viel Kraft! Mir erscheint Myra Melford als die freieste Person, die ich während meiner Recherche treffe: Wer so in seiner Arbeit ruht, dass er sich dem verwöhntesten Publikum Amerikas aussetzen kann, ohne auf das Gerüst einer festgelegten Form zu vertrauen – wovor sollte er sich noch fürchten?

**I**MPROVISATION IST DAS BEKENNTNIS zur Unwägbarkeit der Zukunft. Wer improvisiert, setzt sich den Zumutungen der Freiheit aus: jener Freiheit, die Flügel verleiht, aber auch das Risiko birgt, der Sonne zu nahe zu kommen und abzustürzen. Die Improvisationstrainer, die ich treffe, scheinen mir allesamt selbstbewusste, innerlich fröhliche Menschen zu sein.

Das gilt auch für Maja Mommert aus Berlin, die dem Theaterensemble frei.wild angehört (kein Bezug zur rechtsnationalen Rockgruppe gleichen Namens). Sieben der neun frei.wild-Mitglieder können inzwischen von Improvisation leben, durch Seminare, Vorführungen, Einzelschulungen – eine erstaunliche Leistung, wenn man bedenkt, dass Improvisation sich eigentlich niemals auf vergangene Leistungen beziehen kann, da sie per se „in der Zukunft residiert“, wie der Theoretiker Christopher Dell sagt.

Im Improvisationstheater tanzen die Akteure ständig am Abgrund, vor den Augen der Zuschauer. Keiner weiß, in welche Richtung eine angefangene Erzählung sich schließlich entwickeln wird. Jeder Zuruf aus dem Publikum, das Tröten einer Autohupe auf dem Hof, das Hereinschwirren einer Biene auf die Bühne kann den Erzählfaden in eine andere Richtung spinnen,



**BLUMEN KANN JEDER.  
ABER DIE ANGEBETETE ZUR  
ROSE UNTER ROSEN WERDEN  
ZU LASSEN, DAFÜR BRAUCHT  
ES DIE KUNST, DIE WELT MIT  
ANDEREN AUGEN ZU SEHEN**

und die Zuschauer wissen nie, ob sie in die Geschichte hineingezogen werden.

Eine Zumutung für Menschen, die ihre Klassiker noch auswendig gelernt haben. Ein Genuss für jene, die ihren Gedanken gern freien Lauf lassen.

Bei frei.wild darf ich einen Vormittag lang mitspielen und zusehen, wie aus jeder Pose eines Schauspielers etwas Neues erwächst. Ein betender Mönch wird zum bittenden Bettler wird zum fluchenden Ikea-Regal-Schrauber – alles kraft der Imagination der Gruppe, die sich in aller Freiheit einigen eisernen Regeln unterwirft:

*Lass deine Mitspieler gut aussehen, baue auf dem auf, was um dich herum geschieht. Sei wach!*

Als einer der Schauspieler eine imaginäre Flasche hochhält und den „vorzüglichen 74er-Rotwein“ lobt, frage ich ihn später: „Wo kam das jetzt her, der 74er-Rotwein?“

Und er antwortet: „Keine Ahnung. Das ist ja das Schöne am Improvisieren, dass man sich immer wieder selbst überrascht.“

Und wie habe ich mich geschlagen?

„Ich habe dich beim Aufwärmen beobachtet“, sagt Maja Mommert, die mich sofort duzt. Hellblaue Augen, dünne blonde Haare, randlose Brille. Beim Reden gestikuliert sie über meinem Notizbuch, als wolle sie meine Notizen redigieren, bevor ich sie niederschreibe. „Und es war witzig zu sehen, dass du dich immer geärgert hast, wenn du ein Spiel verkackt hast.“ Ich habe eine Grundregel nicht verstanden:

*Feiere deine Fehler! Sei unperfekt!*

Mommert sagt, das Improvisieren habe ihr Leben verändert: „Ich bin gelassener geworden, und meine Wertschätzung gegenüber anderen ist stark gestiegen.“

„Wenn Chaos herrscht, sage ich mir: Echt jetzt, Chaos? Das kann ich!“ Im Umgang mit ihrem Sohn Max, knapp drei Jahre alt, versucht sie, „Ja zu allem zu sagen, so oft es nur geht. Wenn es nicht lebensgefährlich ist, soll er es ausprobieren“.

*Mach deine Fehler früh, und mach viele davon!*

Wer hat am Ende mehr Angst, frage ich Maja Mommert: der Schauspieler, der ein Stück auswendig kennt, den alten, erprobten Text – aber der weiß, jeder Versprecher ist ein Fehler, und der Blackout eines Kollegen erschafft ein schwarzes Loch, das ihn verschlingen kann? Oder der Improv-Schauspieler, der vor dem Auftritt vor dem Nichts steht, aber auf seine Fähigkeiten vertraut, seine Erfahrung?

Eigentlich meinte ich die Antwort zu kennen, aber Mommert zögert und sagt: „Ich glaube, da musst du jeden Schauspieler einzeln fragen.“

Was auch heißt: Vielleicht macht Routine manche Menschen ja glücklich, während sie anderen ein Gefängnis ist. Vielleicht helfen uns unsere Pläne ja, wenigstens die Illusion aufrechtzuerhalten, wir hätten unser Leben im Griff.

Vielleicht braucht Improvisation auch die Freiheit, das mal alles nach Plan läuft. Was für ein schräger Gedanke. 🌐

GEO-Redakteur **JÜRGEN SCHAEFER** hat sich schon öfter durch Redaktionskonferenzen improvisiert und hoffte, dass es keiner merkte. Jetzt kann er sagen: Das muss so!

Der Italiener **EMILIANO PONZI** gehört zu den gefragtesten Illustratoren unserer Zeit. Seine Arbeiten werden weltweit in Ausstellungen gezeigt und erscheinen in vielen Magazinen in Europa und den USA.

Anzeige